

Spott-Revue

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **96 (1970)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

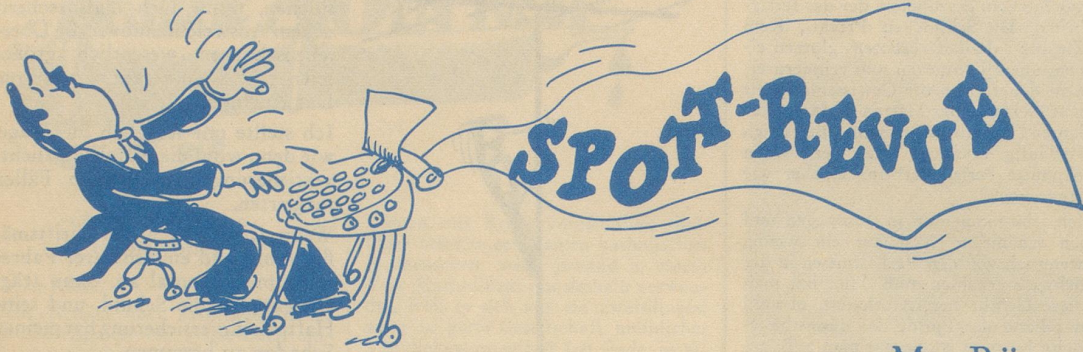
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



von Max Rüeger

Nach geschlagenen
Wahlschlachten

Die kleinen, feinen Unterschiede

Kaum sind die ersten Ergebnisse bekannt, kaum lassen sich, mit einiger Sicherheit wenigstens, Tendenzen des Wahlausganges feststellen, haben sich die bedauernswerten Kenner der politischen Szene in ihren Redaktionen an die Schreibmaschine zu setzen, um Kommentare zu verfassen.

Drei Tage zuvor noch formulierten sie Prognosen, wägen sie Chancen ab – und nun, da der Stimmbürger sein Verdikt gesprochen hat, gilt es, Tatsachen zu würdigen.

Diejenigen, die Siege voraussahen, dürfen mit berechtigtem Stolz ihre Ueberlegungen der Vorwoche zitieren, ihnen hat das Volk recht gegeben, sie trafen den Nerv, sie fühlten am Puls der Wählermeinung, sie schätzten auch die Zugkraft ihrer Kandidaten völlig richtig ein, die hohe Stimmzahl und der damit verbundene Einzug in den Rat ist Ausdruck des Vertrauens, das einer fähigen Persönlichkeit zum Triumph verhalf.

Die Sieger-Kommentatoren können davon absehen, die Wirksamkeit von Blockbildungen zu durchleuchten, sie bleiben auch von vornehmer Zurückhaltung in der Analyse der gegnerischen Niederlage, sie attestieren den Rivalen großherzig jene Fähigkeiten für die Bewältigung des Amtes, die sie im Vorfeld der Wahlen ebenso großmütig verschwiegen. Leicht und gewandt fließt Lob aus der Feder, sobald das Lob keine Folgen mehr haben kann.

Ungleich härter faßt das journalistische Schicksal die Autoren der besiegten Parteien an. Sie haben, selbst force majeure, davon auszu-

gehen, daß ihrer Sache unrecht geschehen sei. Sie sind zwar genau so klug, so informiert wie ihre Kollegen der siegenden Seite, aber sie dürfen's nicht sagen, nicht beweisen.

Sie kämpften vielleicht, aus echter Ueberzeugung, für einen Mann, dem sie nur geringe Aussichten einräumten, sie nutzten dabei die rettende Möglichkeit, den Kandidaten zu einem «gewichtigen Außenseiter» hochzustilisieren – nun aber sprechen Zahlen eine unerbittliche Sprache, und es gilt, aufs hohe Seil zu steigen, um tänzelnd nach Formulierungen zu suchen, die profund erläutern, ohne zu desavouieren.

Hier zeigt sich die Qualität eines politischen Journalisten. Denn nirgendwo sonst ist er den Gefahren rufmörderischer Extreme mehr ausgeliefert als in der Wertung einer Niederlage. Er hat selbstquälerische Geständnisse ebenso zu meiden wie bittere Bemerkungen über falsch geleitete Bürgermeinungen, er ist mit durchgefallen, wenn auch nur berufshalber. Zehntausend Stimmen Differenz: für den Kommentator des Gewinners wird das «eine stattliche Zahl» sein, «ein Beweis dafür, daß der richtige Mann portiert worden ist». Der Verlierer hingegen spricht von einem «knappen, eigentlich hauchdünnen Mehr, wenn man die Ergebnisse genau analysiert». Und – so ein recht gebräuchlicher Schluß – «der Gewählte wird zeigen müssen, ob er die Probleme meistern kann. Wir jedenfalls werden ihn aufmerksam beobachten».

Hier wie dort – bei den Siegern und bei den Besiegten, gibt es die Eiferer, die Geiferer. Höhnisches

Triumphgeheul – («Die Wähler ließen sich einmal mehr nicht Sand in die Augen streuen»), keifende Bösartigkeiten («Die Wähler ließen sich einmal mehr Sand in die Augen streuen») – absichtlich verharmlostes Beispiel eines Unterschiedes, der aus dem kleinen Wörtchen «nicht» besteht. Es gibt Leute, die die beiden Wahlkämpfe in Zürich (Regierungsratersatzwahl, Gesamterneuerung Stadt- und Gemeinderat) als «flau, langweilig» bezeichnen. Ihnen fehlte «der Pfeffer», die «echte Auseinandersetzung». Mag sein, daß Alternativen zu wenig profiliert wurden, daß sie, gründlich betrachtet, auch manchmal kaum bis garnicht vorhanden waren. Dafür aber entzog man die Kampagnen auch den peinlichen Niederungen persönlicher Anrempelung. Ein gewisses Gleichmaß an Voraussetzungen bringt notgedrungen eine gewisse Gleichförmigkeit mit sich. Vielleicht ist auch die Stadt zu groß geworden, als daß Enthüllungen noch interessieren. Das giftigste – und zugleich meistzitierte Wahlinserat fand sich bezeichnenderweise in einem Lokalblatt an der Peripherie: «Geben Sie Ihre Stimme ruhig Herrn X. Er ist ein Parteibonze, ein Diktator, der alles verspricht und nichts hält. Stimmen Sie also Herrn X.» Unterschrift: «Sorglose Wähler.»

Kampagnen und Kommentare – notwendige Begleiterscheinungen einer jeden demokratischen Ausmarchung. Ich halte es keinesfalls für einen Nachteil, wenn intelligente Zurückhaltung dominiert. Das kämpferische Vokabular erschöpft sich schnell, es verliert bei regelmäßiger Anwendung an Kraft – und plötzlich verpufft es einmal in einem Augenblick, der dieser kämpferischen Kraft der Schreibe dringend bedürfte.

Lethargie kann auch erzeugt werden, indem man unentwegt und undifferenziert aus der Lethargie aufrüttelt.

In einem Land, mit einem Volk, das dem Extremen mißtrauisch gegenübersteht, das – oftmals auch zu Unrecht – hinter jeder vehement vorgetragenen Attacke die Unaufrichtigkeit der Pose wittert, in einem solchen Land gilt es, die klei-

nen, feinen Unterschiede zu kultivieren. Nicht in den Taten – von Taten ist ja hier auch nicht die Rede – sondern in Worten, Sätzen.

In naher Zukunft, so glaube ich, haben all jene, die mithelfen, Meinungen zu bilden, nicht nur die Gelegenheit, sondern darüberhinaus die Pflicht, deutliche Worte zu sagen in einer Sache, deren scheinbare Selbstverständlichkeit gefährlich werden könnte. Da plädiere ich auf temporären Verzicht von kleinen, feinen Unterschieden.

Nur eben: daß wir nicht immer und an jedem Abstimmungs-Sonntag darauf verzichten – da liegt der kleine, feine Unterschied.

Zirkus am Stadtrand

Der kleine Zirkus schläft. Schon vier Monate lang, und fast immer unter einer weißen Decke. Sein Bett steht am Rande der Stadt, dort, wo in den letzten Jahren Fabrikgebäude wuchsen, wo aber Schrebergärten sich mutig noch verteidigen, wo ein dünner Bach sich zwischen letzten Wiesenflächen durchschlingelt, wo der Bus der Verkehrsbetriebe höchstens in den Stoßzeiten einmal kurz zum Rechten sieht, damit Frau Müller, Halbtagssekretärin, am Mittag zu Hause kochen kann.

Die Zirkuswagen wurden im Viereck aufgefahren, so hat man sich, im Schatten des neuen Fernsehstudios, einen eigenen Dorfplatz gebaut. Da spielt sich das Leben ab. Die Eingänge der rollenden Wohnungen benehmen sich wie richtige Haustüren, die Holzstiegen genießen es, einmal für längere Zeit nicht hochgehoben zu werden, sie dürfen jetzt, da der Zirkus die Wanderschaft unterbrochen hat, Freitreppen sein.

Ueber dem Eintritt in den Dorfplatz schwingt sich das Halbbrund des Firmenschildes. Im Sommer steht es hinter den Kassen, unter ihm durch strömen die Menschen allabendlich ins Zelt, zur Vorstellung. Es trennt das seßhafte Bürgertum vom fahrenden Volk, weckt Erwartungen, ist wichtig. Hier ist das Schild ohne Bedeutung, man hat's eben aufgestellt, weil man wohl keine Ecke fand, um es liegen zu lassen.

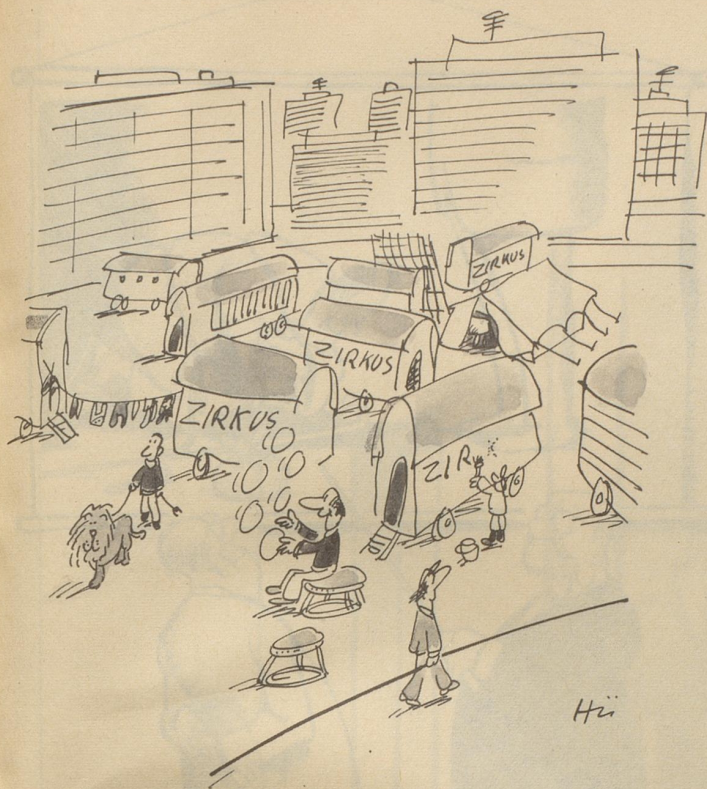
Während Wochen blieb der Dorfplatz leer. Nur hie und da eilte eine Frau zum Nachbarwagen, streunte der winzige, schwarze

Galerie Bertram, Burgdorf
Hohengasse 21

Fredy Sigg

Malerei und Karikaturen
bis 22. März 1970

Öffnungszeiten:
Dienstag–Freitag 20–21.30 Uhr
Samstag/Sonntag 15–18 u. 20–21.30 Uhr
Montag geschlossen



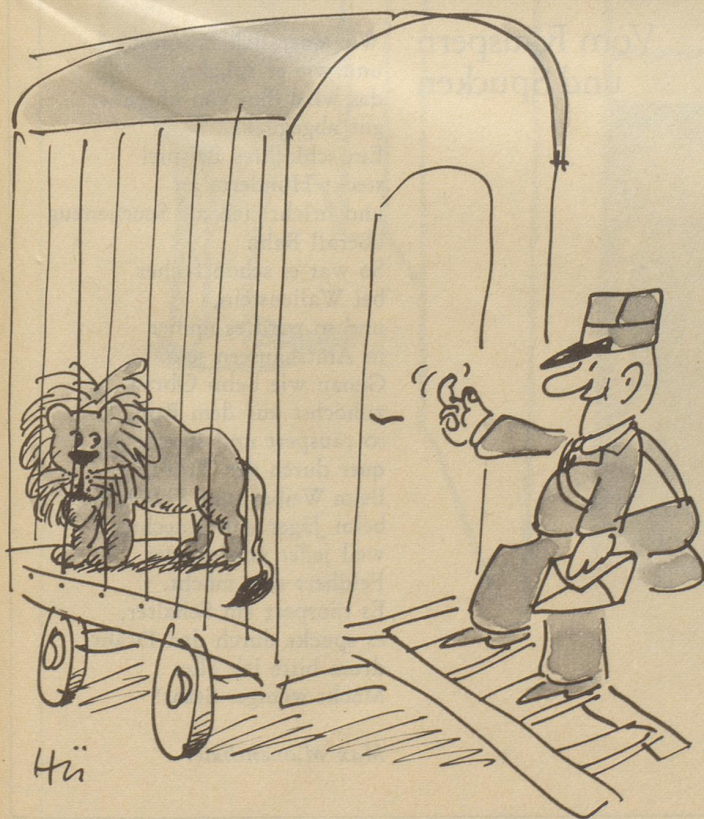
Hund um die blockierten Räder, das darf er im Sommer und so tut er's auch jetzt.

Kaum aber schien einmal kurz die Sonne, bauten die Männer ein Trapez auf den Platz, holten sie Balance-Kugeln hervor. Ein Mädchen im roten Pullover übte das Tripelpeln auf der runden, glatten Oberfläche, der Bruder praktizierte er-

ste Schwünge im feuchten Februarnebel.

Man legte Stützstangen ins Gras, sie hatten gelitten während der Reise im letzten Jahr, sie müssen frisch gestrichen werden. Langsam, zögernd, unsicher blinzelte der kleine Zirkus mit den Augen, er machte sich bereit, zu erwachen.

Doch dann fiel wieder Schnee,



blies der Wind eisig zwischen die engen Gäßchen, die von Wagen zu Wagen offen sind, auf die Eisenstreben des Trapezes setzten sich erneut weiße Kappen, die Balance-Kugel wurde zurückgerollt, der Dorfplatz versank in Matsch und Sumpf.

Kräftig rauchte der hohe Kamin der Kehrichtverbrennungsanlage – dürrtige Schwaden suchten über den Wagendächern den Weg ins trübe Freie, die leise Ahnung von Frühling, die mit dem Leben auf dem Dorfplatz sich eingestellt hatte, wurde fortgetragen von den kalten Windstößen, die wieder hunderttausend Flocken vor sich herwirbelten.

Rund um den kleinen Zirkus heben Bulldozer Gruben aus, zerren Krane Zement an Baugerüsten hoch, eilen die Arbeiter zur Baracke, in der die Kantine eingerichtet ist, da gibt es die mächtigsten Salamibrote aller Zeiten.

An langen Tischen sitzt man, wenn man den Kaffee im Glas umgeschickt verschüttet, kann man auf den Wachstuchüberzügen mit dem Finger die braunen Seen durch Kanäle verbinden.

Und draußen, vor dem Fenster, schläft der kleine Zirkus.

Er läßt sich nicht stören vom Gebüll der Mischer, vom Rattern der Lastenzüge, die in der nahen Alteiseneisenfirma ihre Fracht auftürmen.

Der kleine Zirkus war schon viele Jahre hier. Um ihn herum wuchs die Stadt, vielleicht muß er sich nach diesem Sommer einen neuen Platz suchen, noch weiter draußen. Frühling wird sein, wenn eines Tages die Wagen wegfahren. Dann zeichnen die Radspuren die Umgrenzung des Vierecks, welches für einige Monate Dorfplatz war.

Arena ohne Flitter, Scheinwerfer, Beifall.

Die heitere Schallplatte

Herr Martin zu Hause

Sie werden mir wahrscheinlich beipflichten: täglich werden Schallplatten gepreßt, die wohl besser ungepreßt geblieben wären. Hier ist nun kurz von einer Platte die Rede, die zwar nicht unbedingt hätte erscheinen müssen – dennoch aber unausweichlich erscheinen mußte.

Ich meine eine Longplay mit dem

alles erklärenden Titel «Der Knigge des Herrn Martin – kleine Tips für alle Lebenslagen von Heinz Schenk mit Martin Jente».

Vorerst Herr Martin Jente. Fernsehfachleute wissen: Jente war beim Hessischen Rundfunk Produzent der Kulenkampff-Sendungen. Halb Europa kennt den gleichen Herrn jedoch lediglich als Butler Martin, als das befrachtete Pokerface, welches seinem Meister Hut und Mantel zu reichen hatte und zum Schluß in einem sehnlich erwarteten Black-out nicht selten die Pointe schmiß. Dieses Kleinst-Röllchen bedeutete für Jente Größt-Erfolg, auch nach Auslaufen der EWG-Serie bleibt alles im Butter, denn Herr Martin macht nun Werbung für Margarine.

Dann zum zweiten Heinz Schenk. Da bin ich nun nicht ganz objektiv, weil man mich zu den echten Schenk-Fans zählen muß. Die Samstagabendmitten, an denen der «Blaue Bock» programmiert ist, bedeuten mir Pflichtsitzung vor dem Bildschirm. Heinz Schenk, der ungeheuerlich typische Conférencier urältesten Stils, der für jede, aber auch wirklich für jede Situation, und mag sie noch so überraschend sein, in Sekundenschnelle drei passende Kalauer oder Witze in der Art «Ja apropos Krawatte, da war doch mal ein Freund von mir –» bereithält, über diesen Mann kann ich ausdauernd und pausenlos lachen.

Schenk schrieb nun also für Butler Martin einige Chansons, Szenen und Conférencen. Ein eröffnendes Liedchen beispielsweise «Ich bin der Butler vom Kuli». Oder ein Solo «Die Schloßbesichtigung». Oder «Ratschläge für Fußballzuschauer». Oder «Reiselektion», in welchem Herr Martin zu langsamem Fahren im Auto rät, denn «Wer den Schaden hat, braucht für den Schrott nicht zu sorgen».

Ja eben – so gehen halt die Scherzchen und Witzchen an Krücken. Wenn Schenk solches vorträgt, geht das blitzschnell, seine Zungenfertigkeit macht müde Pointen wieder munter. Herr Martin hingegen zerkaut jedes Wort, als genösse er delikate Köstlichkeiten in einem Schlemmerlokal, man merkt auch immer, wo Lacher erwartet werden – dort ist dann jeweils Pause, die Platte dreht sich drei Rillen lang stumm auf dem Teller.

Nur langsam kommt man auf Touren, während sich die Scheibe mit 33 Touren unter dem Pick up quält. Wer aber bereits heiteren Gemüts zum Grammo schreitet, dem wird die Laune keineswegs etwa verdorben. Denn – wie schon auf dem Bildschirm – Butler Martin hat die Eigenschaft, des öftern unfreiwillig komisch zu sein.

Fazit: Vereinshumor im geliehenen Frack.

Und darüber kann man doch auch manchmal lachen.

(Plattenummer: Philips 841 813 PSY)